Nummer 131 Donnerstag, 5. Juni 192

Berliner Familien-Zeitung

Der „Metzger" von Quatreponts

Die Geschichte einer Schiebung

Von

G. Bertram

Die Geschichte hat viel Staub aufgewirbelt, und toll genug ist sie ja auch. Sie ereignete sich in Frankreich, und da der „Held", wenn man so sagen darf, einer der bekanntesten modernen Novellisten ist, hat sie, wie es sich in einem so literarischen Lande gehört, auch ein eminentes literarisches Interesse.

Aber das reicht noch nicht! Es ist eine Skandalgeschichte, und eine Skandalgeschichte in Frankreich hat immer ihre politischen Seiten. Das ist selbstverständlich in diesem Lande, wo fast jeder mit einem Deputierten verwandt oder persönlich bekannt ist. Es braucht gar kein Minister oder Staatssekretär in Betrieb gesetzt zu werden, wenn man einen politischen Skandal haben will. Den Zweck erfüllt, um ein Beispiel zu nehmen, schon ein gewöhnlicher Parkwächter.

Sie kennen doch die Geschichte, wie eines Morgens der Rasensprenger Lefou vom Jardin des Plantes bei seiner Morgentätigkeit im Garten hinter einem Gebüsch, aufmerksam gemacht durch merkwürdige Geräusche, zu sehen bekam, wie — — — aber das gehört nicht hierher!

Genug, in diesem gesegneten Lande ist jeder Skandal notgedrungen zugleich politisch, mag er sonst sein, wie er will.

Außerdem spielt die Geschichte ins Kriminalistische. Das braucht eigentlich nicht besonders betont zu werden, denn heutzutage streift alles das Kriminalistische: es genügt, sich die großen Bankhäuser nur von außen anzusehen. . . .

Vor zehn Jahren wußte noch niemand, wo Quatreponts liegt. Ich bitte Sie, so ein kleines Nest am Fuße der Pyrenäen! Aber eines Tages wurde Quatreponts „entdeckt". Man fand die Heilquelle, die überall da zu haben ist, wo der Direktor einer Aktiengesellschaft es versteht, sich den richtigen Arzt und den richtigen Chemiker zur Begutachtung aufzusuchen, und seit dem vorigen Jahr hatte das unscheinbare Dorf seine „große Saison".

Namentlich seitdem die schöne Miß Florence Middletown von der Comédie Française — Klatschbasen behaupten, sie sei die Tochter eines Hausverwalters aus dem Quartier Latin — aber das tut nichts zur Sache. Die „große Saison" war eben da! Und viele Leute, die sonst nach Spaa gingen, zogen plötzlich Quatreponts vor.

Auch in diesem Jahr ließ sich die Vorsaison gut an. (Gewisse Leute faselten allerdings, das sei nicht wahr, im Gegenteil, die Voranmeldungen von Fremden seien sehr spärlich eingelaufen — möglich, daß diese Leute recht haben, wir werden ja nachher sehen.) Die Presse jedenfalls funktionierte wohlwollend und lobte die Reize und sanitären Vorzüge von Quatreponts über den grünen Klee, besonders nachdem die wichtigsten Berichterstatter der großstädtischen Blätter 14 Tage zu ermäßigten Preisen in Quatreponts zur Erholung geweilt hatten. „Zu ermäßigten Preisen" soll heißen: Sie kriegten alles umsonst vorn und hinten hereingestopft, und als sie wieder abdampften, gemudelt wie die Mastgänse, füllte man außer ihrem ewig hungrigen Rachen auch noch ihre ewig hungrige Brieftasche.

Die Kurverwaltung barg Riesenpläne in ihrem Busen: Autorennen, ein Golfwettbewerb, Tennisturniere, Tontaubenschießen und ähnliche herrliche Dinge prangten auf ihrem Programm. Die Gegend war lieblich, sandere Wege führten über die Vorberge in die Haupttäler des romantisch-wilden Gebirges, die Damen konnten in Lackschuhen dicht an die ödesten Bergwildnisse heran — da kam das Malheur.

Man muß wissen, daß dort im Gebirge zahllose Schafherden weiden. Räubtiere dort gibt es seit Menschengedenken nicht, und die Almen sind hinreichend fett für die genügsamen Tiere. Die Hirten sind arme Teufel, aber die Herdenbesitzer große Herren, weit hinten im Land, behaftet mit Schlössern und anderen schweren Reichtümern.

Ich will der Reihe nach erzählen.

Eines Morgens fehlten von der Herde des Hirten François fünfzehn Schafe, rund ein Viertel des Gesamtbestandes. Der alte Händler Patin, der die Hirten draußen mit Kleinigkeiten des täglichen Bedarfs aus seiner Kraxe versorgt, berichtete es abends in der Schenke von Quatreponts. Daß sich fünfzehn Tiere verliefen, war unwahrscheinlich. Aber — nun kommt das Geheimnisvolle — man fand im Gelände, wo die Herde geweidet hatte, blutige Knochen und Fellreste von Schafen (Zahl der Opfer nicht festzustellen).

Drei Tage darauf vermißte der Hirt Coquelin zwanzig Schafe. Nebenbefund: blutige Knochen und Fellreste. Es sickerte in die Oeffentlichkeit durch. Forstbeamte wurden zitiert, Jäger mit ihren Hunden streiften das Gelände ab — nichts! Die Hunde liefen dumm in die Irre, als ob sie die Nase verloren hätten. Spuren von Wölfen und Bären waren nirgends zu finden.

*

Nach acht Tagen meldete Pater Bouquet, der Nestor der Berghirten, den Abgang von vierzig Schafen. Die Lokalpresse war nicht mehr zu halten, die Provinzpresse schnappte die Sache auf, drei Tage darauf stand in den Pariser Blättern: „Geheimnisvolle Räubtiere in den Pyrenäen!" Die Mär vom Werwolf wurde in tausend Variationen abgehandelt.

Jetzt machte die Regierung eine Kompagnie Alpenjäger mobil, geschulte Truppen. Ergebnis: Fehlanzeige. Der Minister forderte vom Präfekten Leitartikel, daß so etwas in Paris unmöglich wäre — sehr richtig! —, sämtliche Boulevardblätter füllten ihre Spalten mit den blutigsten Witzen, in denen sogar der Walfisch, der den Proleten Jonas verschlang, auf Rädern auftrat — kurz, Frankreich hatte seine „Affäre", hinter der sogar einige Tage die Ruhrbesetzung zurückstand. Der Name Quatreponts dröhnte bis in die entlegensten Ardennendörfer.

Eine herrliche Reklame!

Kurz bevor der Skandal in der ausländischen Presse breitgetreten wurde, was dem Prestige des Landes hätte schaden müssen, erhielt der Minister des Innern unter „Persönlich" einen dicken, versiegelten Brief. Er las ihn und gab ihn dem Justizminister. Der Justizminister telephonierte dem Polizeipräfekten von Paris, und zwei Stunden darauf war Monsieur Raoul Colbert, der Novellenlöwe der Pariser Salons, verhaftet. Dasselbe Schicksal traf Mr. Canard, Gewürzgroßhändler in Quatreponts.

Dieses Gewirr! Als ob man in einen Ameisenhaufen hineingespuckt hätte! Mr. Colbert verhaftet, der Neffe des Ministers für Abwässerbeseitigung! (Noch dazu, wo man genau zu wissen glaubte, daß der Minister viel Geld in Baderaktien gesteckt und sich dabei über seine Verhältnisse engagiert hatte.)

Die drei größten Kanonen von Advokaten bekamen die Verteidigung. Ein ehrgeiziger Rechtsanwalt aus Marseille, der sich auch darum bemüht hatte und abgewiesen worden war — er wollte gar kein Honorar, er wollte noch 10 000 Francs zuzahlen — beging Selbstmord, indem er eine Gilettklinge verschluckte. (Ausgerechnet!)

*

Als der Tag der Verhandlung angebrochen war, prügelten sich vor dem Gerichtsgebäude die feinsten Damen der Gesellschaft, um Eintritt in den Zuhörerraum zu bekommen.

Und nun entrollte sich vor den Schranken ein Tatbestand, wie ihn selbst die erhitzte Phantasie eines wahnsinnigen Dichters nicht hätte ersinnen können. Ein Tatbestand, der dem Minister für Abwässerbeseitigung beinahe das Portefeuille gekostet hätte.

Nämlich: Die Schafe waren nicht von Räubtieren zerrissen worden. Es gab dort wirklich keine Räubtiere, außer Schafzecken, Hundefloh und gelegentlich ein paar Läusen in den Fellmützen der Herren Hirten. Die Schafe waren mit Einverständnis der Hirten entführt worden. Jawohl, entführt! Mr. Colbert, der die Finanzgründe des Erbonkels kannte, hatte sie über die Grenze nach Spanien gebracht, aber jedesmal vorher zwei Stück erschossen, weidmännisch zerlegt und von hungrigen Kötern dieser Koppel fressen lassen. Und daß man keine Spuren fand, trotz Jagd- und Polizeihunden, lag einfach daran: Herr Canard, Gewürzgroßhändler in Quatreponts, hatte mit Hilfe eines Rucksacks voll feingemahlenen Pfeffers die vierbeinigen Polizisten „nasenblind" gemacht.

Bei der Feststellung dieses Tatbestandes bebten die Wände des Gerichtssaales vor Gelächter, dem sich sogar der Vorsitzende, ein würdiger Offizier der Ehrenlegion, nicht zu entziehen vermochte.

Der öffentliche Ankläger versuchte zu retten, was zu retten ging: es nützte nichts. Mr. Colbert wies durch Quittungen nach, daß er die Schafe von den rechtmäßigen Besitzern auf rechtmäßigem Wege durch Kauf erworben hatte.

Einen Triumph hatte die Anklage aber doch: Mr. Colbert und Mr. Canard wurden wegen groben Unfugs zu je 200 Francs Geldstrafe, die drei Hirten wegen des gleichen Delikts zu je 50 Francs verurteilt, die mit Lächeln auf den Tisch des Hauses gezahlt wurden.

Paris aber — und Paris reicht bekanntlich bis an die Landesgrenze — hatte wieder seine „Affäre", diesmal eine zum Lachen.

Das Lachen erwies sich für Quatreponts ebenso zugkräftig wie die blutige Sensation. Die Saison war überfüllt. Der Minister für Abwässerbeseitigung kaufte sich zwei alte Adelsgüter in der Dauphiné, Mr. Colbert eine Villa an der Riviera.

Er hatte gut lachen.

Nur manchmal lächelte er etwas süßsauer — wenn er irgendwo hinter sich hei einer Gesellschaft den Spitznamen „le boucher" (der Metzger) flüstern hörte.

Aber diese neun Buchstaben sind schließlich eine Villa am Mittelmeer wert, nicht wahr?

Der finsterste Tag des Laterans

Das Totengericht

In dem alten Palast des reichen römischen Patriziergeschlechts der Laterani, der unter dem Namen Lateran als päpstliche Burg schon zu den Tagen Karls des Großen in der weiten Welt bekannt war, hat sich vor tausend Jahren eine der furchtbarsten Szenen abgespielt, von denen die Geschichte weiß. Sie fällt in die traurigste Zeit des mittelalterlichen Roms, in das Ende des 9. Jahrhunderts. Die ewige Stadt war damals der Wild für gewalttätiger Barone ausgeliefert, die sich Konsuln oder Senatoren nannten, und aus deren Mitte brutale und unfeine, nicht selten von verbuhlten Weibern umgebene Päpste emporkamen.

In jene Zeit tiefsten Niedergangs fällt eine grausige Gerichtsverhandlung, die sich im Konziliensaal des lateranischen Palastes abspielte. Zwei Herrscher beanspruchten damals gleichzeitig den Kaiserthron: Arnulf der Deutsche und Lambert, Herzog von Spoleto. Der achtzigjährige Papst Formosus hatte sich auf die Seite des Deutschen gestellt, aber nach Arnulfs Abzug triumphierte der in Italien mächtige Lambert. Auf sein Betreiben vollführte der Nachfolger des im Frühling 896 plötzlich verstorbenen Papstes Formosus eine unerhörte Tat. Stephan VI. so hieß der Nachfolger, lud den seit acht Monaten begrabenen Formosus in Person vor das Tribunal einer Synode. Er ließ den Toten seiner Gruft entreißen, setzte den verwesenden Leichnam im Konziliensaal, mit pontifikalischen Gewändern angetan, auf einen Stuhl und ließ gegen ihn Anklage auf widerrechtliche Besitzergreifung des päpstlichen Stuhles erheben. Ein Ankläger trat im Namen des Papstes vor den starren Leichnam, ein Diakon war dem Toten als Verteidiger zur Seite gestellt. In allen hergebrachten Formen spielte sich so diese gräßliche Gerichtsverhandlung ab, die mit einem Absetzungsdekret und Verdammungsurteil des Formosus endete. Der Leiche wurden die päpstlichen Gewänder abgerissen, die Finger abgeschnitten, womit Formosus gesegnet hatte, und dann schleifte man den schon halb verwischelten Körper durch die Straßen und warf ihn zuletzt in den Tiber.

Diesem Schauspiel der Barbarei folgte nach dem Volksglauben ein göttliches Strafgericht. Kurz darauf brach zufällig, zwar nicht der Lateran, wohl aber die damals in der ganzen Christenwelt bekannte Kirche San Giovanni in Laterano baufällig zusammen. Der Leichenschänder, Stephan VI., wurde wenige Monate später von seinen politischen Feinden in den Kerke geworfen und erdrosselt.

v. h.

[6. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Er fand in der Hast kaum mehr die Zeit, alle Früchte seines Erfolges zu pflücken, denn sein heimlicher Ehrgeiz trieb ihn weiter, er stand erst am Beginn — er strebte in das Land der großen Reklame: er strebte nach Nordamerika, er wollte seinen Wirkungskreis erweitern, er wollte die ganze Welt umspannen, als heimlicher Reklamekönig und internationaler Impresario.

XIV.

Der erste Schritt von Dr. Wort zu seinem internationalen Ruhm war getan. Als einstiger Sprachgelehrter hoffte er, sich auch in englischer Sprache erfolgreich zu versuchen, obgleich er sich vorderhand hauptsächlich auf seine Regieeinfälle beschränken wollte. Sein erstes Engagement führte ihn nach London, er hatte dort Gelegenheit, sich für das Reich seiner großen Selbstentfaltung, Nordamerika, vorzubereiten. Zwar hatte er in den letzten Jahren seine Tricks genugsam ausprobiert, doch mußte man die Witze stets nach der Rasse der Zuschauer färben.

Die glanzvolle Ausstattungsreeue bürgert sich in den Hauptzentralen immer stärker ein, das Publikum liebt die dekorative Szene, liebt Pomp und Phantastik, die unsere verfachlichte Wirklichkeit uns immer mehr verschließt.

Doch war Dr. Wort keineswegs gewillt, wenn auch für eine Riesengage, die Hauptunterhaltung des Abends mit Einfällen zu bestreiten, er wollte auch hier vor allem der Reklame dienen, um sich die nötigen Nebengewinne zu sichern. Noch galt es, das Besondere aus sich herauszuspeifschen und es so originell aufzuputzen, daß die Masse daran Gefallen fand.

Aber London war nur die Versuchsstation und das Sprungbrett zu seinem neuen Wirkungskreis, — schon trugen die Wellen seines Erfolges ihn weiter, klangen nach New-York, und eines Tages schaukelte Dr. Wort, als Passagier einer Luxuskabine, mit seinen ehrgeizigen Hoffnungen dem Land der großen Möglichkeiten zu.

Gleich, als Mr. Wort anlangte, begriff er: Hier war sein Land! Hier reckten sich die Häuser, hier zielte alles ins Große! Er prüfte kritisch sein Werk als Impresario — er hatte die Reklame für sich selbst geschickt in Szene gesetzt: er sah sein Konterfei in allen Zeitungen, es prangte überlebensgroß an allen Anschlagsäulen.

Es kostete viel Arbeit, bis die Ausstattung der Metropol-Gardenreeue inszeniert war, doch bereits sein erstes Auftreten war ein durchschlagender Erfolg; schon im Laufe der ersten Saison war er zum Liebling des Publikums geworden.

Er brauchte nicht lange, um in dem Land der großen Reklame seine Reklameideen durchzusetzen; bald wurden ihm gewaltige Summen geboten, falls er durch geschickte Einfälle zur Bekanntmachung eines Artikels beitrug.

Was gab es für neue und unerhörte Möglichkeiten, Bühne und Künstler in den Dienst der Reklame zu stellen! Dr. Wort übte sein Amt geschickt und diskret, damit das Publikum seine Absicht nicht allzu deutlich durchschaue.

Das war das schöne bei Mr. Wort, er blieb stets „Gentleman" in seiner Geste und ließ dennoch in seiner Umgebung die tollsten Dinge geschehen.

Es gibt nichts Komischeres als den ernsthaften Exzentriker, dem von Schicksalswegen die drolligsten Dinge passieren, — und diese Hand eines grotesken Schicksals hatte als Lenker und Leiter des Spiels Dr. Wort.

Natürlich versuchte man auch hier den Zugkräftigen nach anderen Städten zu engagieren, und da er sich nicht teilen konnte, beschloß er, sich zu vervielfältigen: er ließ sich in Papiermachó reproduzieren und trat nun allenthalben auf. Seine Stimme ertönte auf einem Sprechapparat, es gab Dr. Wort in allen Größen und in dem verschiedensten Material, von der teuersten bis zur billigsten Ausführung rollte seine Marionette bis in die fernsten Provinzen und erheiterte dort das Publikum. Wenn man schon populär sein wollte, dann am besten gleich in gewaltigem Stil! Es war Mr. Worts Ehrgeiz geworden, sich überall zu begegnen, sich überall zu hören, und die Früchte seines Erfolges überall zu ernennen.

Stündlich wuchs seine Macht; er konnte heute Ruhm verleihen und Ruhm zerstören — sein Reklamebureau war ein Weltbureau geworden, Mr. Bluffer war sein Reklamechef, die Mittel, die ihm zuflossen, waren so phantastisch wie die Ideen, die er erfand.

Er logierte auch in New-York im ersten Hotel der Stadt; bei Abend starrte er oft vom 23. Stockwerk aus in die aufsteigende Nacht, und er beobachtete die aufleuchtenden Reklamewerte, die die rührige Industrie der arglosen Masse ins Gehirn brannte. . . . Suggestion! — es galt, die Menschen zu zwingen, ihnen die Worte einzuhämmern, die zu Schlagworten in ihrem Leben wurden!

Seine Sprechstunde war von 4 bis 5 Uhr, nur gegen Anmeldung. Im Vorzimmer saß Mr. Bluffer, und nur die einträglichsten Klienten drangen bis zu dem Berühmten vor. Und nur die allerschönsten Frauen fanden bei ihm Gehör, nur selten noch war der große Impresario geneigt, eine Künstlerin zu lancieren. Aber, wer seine Protektion wahrhaft genoß, der strahlte auf als Star am Firmament der Reklame und ward berühmt mit einem Schlage.

Mr. Wort genoß die Gunst von Dollarkönigen und weilte in seiner kurzen Ferienzeit auf prächtigen Landsitzen zu Gast; jene Männer, die sich so huldvoll gegen ihn zeigten, wußten warum: ein kleiner Vers war zuweilen der Dank, ein kleines Couplet vor der Menge — — — ein Schlager, der im Publikum zog, und der die Könige der Großindustrie noch vermehrt bereichern sollte.

Doch Mr. Wort war nach dreijähriger Tätigkeit nicht mehr weit davon entfernt; selbst ein Dollarkönig zu sein. Er war allmählich etwas bequemer geworden und zu seiner Entlastung auf den Einfall gekommen, mit seiner eigenen Reproduktion gemeinsam vor der Rampe zu erscheinen. Nun hielt er nicht nur Monologe, nein, er übte sich im Dialog mit sich selbst: sein stutzerhafter Doppelgänger bewies sich als dreist, war die komische Stimme, indeß er streng und korrekt den Dreisten zur Ordnung wies.

Das Publikum aber war auf der Seite des impertinenten Doppelgängers, der alles persiflierte — ja, zuweilen spazierte ein kleines Regiment von Mr. Wort im Frack und Zylinder über die Bühne, und diese vielen Doppelgänger hatten alle wichtige Missionen und warfen eine Riesenernte ab.

XV.

„Mr. Wort!" Der Groom klopfte sachte nachmittags um 3 Uhr und überbrachte dem Berühmten einen Brief. „Eine Dame wünscht Sie dringlich zu sprechen!"

Mr. Wort war allmählich immer bequemer geworden, sein Erfolg hatte ihm zugesetzt, — nicht nur seine Papiermaske lag zu Bett, nein, er höchst persönlich.

„Ich bin nicht zu sprechen . . .," gähnte der Berühmte, „meine Sprechstunde ist nur gegen vorherige Anmeldung, wie Sie längst wissen sollten, von 4 bis 5 Uhr!"

„. . . Sie ist sehr schön —," beharrte der Groom und lächelte zart, als wenn er selbst ein schönes Mädchen wäre.

So öffnete der Gähnende denn den Brief und las: „Ich biete Ihnen ein Vermögen, falls Sie mit mir im Bunde sind. Es ist ein Liebesdienst und streng diskret. Ora."

Ora — —, der Name gefiel Mr. Wort. Ora . . . zudem: das Schreiben war nicht schlecht verfaßt und geheimnisvoll; man hatte im Publikum anscheinend von ihm gelernt, seine Art, die anderen zu mystifizieren, machte Schule.

Tatsächlich war Fräulein Ora schöner und holder, als es üblich ist. Sie war gänzlich ungeschminkt, ohne übertriebenen Luxus gekleidet und scheinbar ein Mädchen aus gutem Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortliche Redakteure für Politik, Feuilleton und die Beilagen: Alfred Müller-Hepp; für Groß-Berlin u. d. übr. Teil d. Blattes: i. V. Julius Michaelis; für den Inseratenteil: Paul Gräß; sämtlich in Berlin. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.